

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 4 (1991)
Heft: 1-2

Rubrik: Ereignisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luzerner Realitätsverlust

Die Wirtschaft ist heute darauf bedacht, einen Kontrapunkt zu ihren harten Geschäften zu setzen. Das kollektive Gewissen ihrer Exponenten nagt und ruft nach einer Rechtfertigung in der Welt des Schönen – also tun sie etwas für die Kunst. Dass eine Stadtregerung angesichts der so zustande gekommenen Wirtschaftspotenz schwach wird, ist einerseits vielleicht menschlich. Unverzeihlich aber bleibt eine kulturpolitische Fehlplanung, wie sie sich in Luzern daraus ergeben hat.

Während dreier Jahre trällerten die Stadtväter unermüdlich das Lied von der Leuchtenstadt als illustres Welt-Musikzentrum. Luzerns Tourismus – und damit die Zukunft – schien von einem neuen Konzertsaal für die Internationalen Musikfestwochen (IMF) abzuhängen. Dem lag eine scheinbar fundierte Hayek-Studie über Luzerns Kulturraumplanung zugrunde. Dass bildende und alternative Kunst bewusst minderwertig behandelt wurden, nahm der Stadtrat in Kauf.

Folgerichtig wurde der Architekturwettbewerb für ein Kulturzentrum am See erst zum Spiel ohne Grenzen und verkam dann zur Farce: Man träumte von einem architektonischen Wurf à la Sidney-Opera-House. Und mit Jean Nouvel's erstrangiertem «Opus», gefolgt vom US-Spanier Rafael Moneo und dem Schweizer Rodolphe Luscher, wurde diese Erwartung auch prompt erfüllt.

Ohne Einbezug der Bevölkerung lässt sich jedoch auch mit Hilfe privater Gelder keine gewagte Architektur realisieren. Schon gar nicht dann, wenn nur die handverlesene Prominenz aus Handel und Industrie für ein in der Bevölke-

rung nicht verankertes Ereignis plant. Ergebnis der opportunistischen Lobby-Planerei:

Luscher erhält mit seinem anpasslerischen Projekt überraschend den Soloauftrag. Der Stadtrat entschuldigt sich mit plötzlicher Finanznot. Von Redimensionieren und vom «Machbaren» ist neuerdings die Rede, vergessen der ursprünglich angestrebte architektonische Weltruhm – lieber den Spatz in der Hand.

Dafür hat Luzern nun den Ruf einer Stadt, die Architekten, Planer und Jurys nicht ernst nimmt. Nicht nur Nouvel, auch die Architekten (Kreis/Schaad/Schaad) des Pro-Arte-Projekts, in den das neue Kunstmuseum zusammen mit dem Bourbaki-Panorama hätte eingebettet werden sollen, wurden zum Narren gehalten. Um die (Finanz-)Kräfte für das Konzerthaus zusammenzuhalten, wurde dieses Vorhaben fallengelassen. Und die Initianten fragen sich, nachdem sie drei Jahre lang im Glauben an die stadträtlichen Versicherung geplant haben, mit gutem Grund, ob in Luzern wirklich alle Kultursparten gleich behandelt werden.

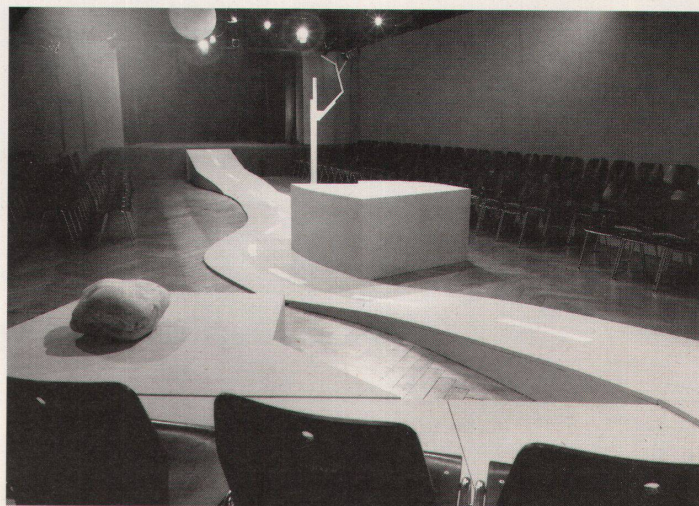
Wem hat der Stadtrat etwas vorgezogen? Sich selbst, den Leuten von Pro Arte, der Bevölkerung? Oder litt er ganz einfach an Realitätsverlust? Realität ist jedenfalls, dass die Luzerner Exekutive nicht mehr selbst regiert, sondern nur noch auf Druck von aussen reagiert. Von solch einer Regierung, die ihre Ziele nicht mit ihren Mitteln in Einklang bringen kann, ist nicht viel zu halten. Vor allem dann nicht, wenn das Bauen von Luftschlössern auf Kosten engagierter Kulturtäter und Architekten geht. VERA BUELLER ■

Gastspiel von

Momentan sind in Zürich gleich an zwei Orten Arbeiten von Stefan Wewerka zu sehen: Er hat Bühnenbild und Kostüme zum Theaterstück «Warten auf Godot» von Samuel Beckett geschaffen, das im Theater am Neumarkt gespielt wird. Und ab 27. Januar stellt die Galerie Maurer Werke von Wewerka aus.

Der deutsche Architekt Stefan Wewerka ist ein Multitalent. Er arbeitet als Möbeldesigner, Bildhauer, Maler, Zeichner, Filmemacher, Modeentwerfer und Professor an der Fachhochschule für Kunst und Design in Köln. Diesen Winter versuchte er sich erstmals als Bühnenbildner. Für Becketts Stück «Warten auf Godot» kam er nach Zürich. Dass sich Regisseur Arnold neben der traditionellen Guckkastenbühne weitere Spielerebenen wünschte, kommt Wewerkas Auffassung sehr entgegen: Er

Das Charakteristische des Ortes soll spürbar werden: Für das Theater am Neumarkt in der Zürcher Altstadt entwirft er eine Spielfläche, welche die Besonderheiten einer Altstadt aufnimmt: eine krumme, schmale Strasse, eine Bastion mit Treppenaufgang, eine steinerne Mauer. Reduziert auf das Wesentliche, in urbanem Grau gehalten, hell ausgeleuchtet oder im Vollmondlicht, wird der Saal in einen öffentlichen Ort verwandelt. Mit der Erweiterung der Guckkastenbühne haben die Schauspieler grösseren Bewegungsspielraum. Wewerka organisiert den Spielablauf in der Längsachse des Theaterraumes, die Zuschauer sitzen ringherum, den Wänden entlang. Die Darsteller bespielen verschiedene Zonen und Ebenen: die herkömmliche Bühne, die Mittelstation, die Gegenbühne und die Verbindungsstrasse mit dem Baum, wo Godot erscheinen sollte. Diese Verbin-



macht den ganzen Theaterraum zum Bühnenbild. Darin lassen sich Ideen für öffentliche Räume, wie er sie als Stadtplaner in den sechziger Jahren entwickelte, wenigstens im Kleinen realisieren.

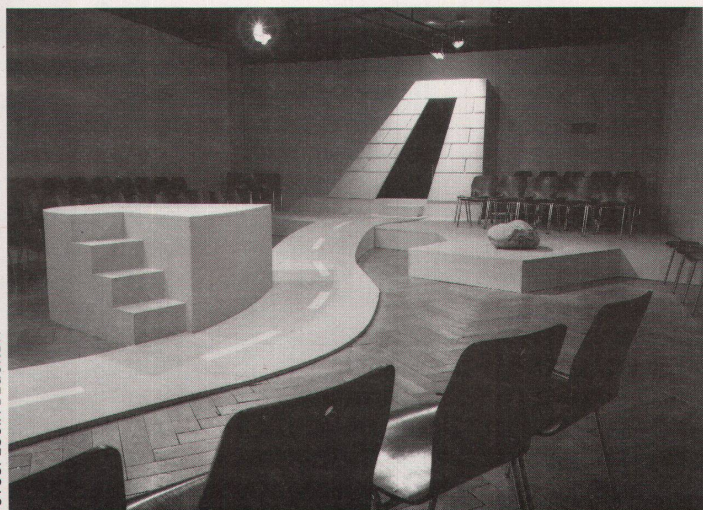
dungsstrasse kommt von nirgendwo und mündet in einem schwarzen Loch in einer stürzenden Mauer. Mit der Weite und gleichzeitigen Enge veranschaulicht die Bühneninstallation den Inhalt des

Newerka

Stückes: die Begrenztheit des menschlichen Denk- und Handlungsspielraumes. Die schnörkellosen, hellgrauen Seidenanzüge der Schauspieler geben dem Stück Allgemeingültigkeit und heben es aus dem ihm anhaftenden «Lumpenrealismus» heraus. Fazit: Die Idee der Raumbühne ist nicht neu, für Becketts Stück aber sehr geeignet. Die zurückhaltende Ausstattung rückt die Schauspieler und das Stück in den Mittelpunkt, ganz im Sinn des Theaters der Moderne. Das Stück ist noch bis zum 26.1.91 im Theater am Neumarkt zu sehen. In der Galerie Maurer sind ab 27. Januar Ölbilder, Skulpturen und Skizzen von Stefan Wewerka ausgestellt. Darunter hat es Entwürfe eines Kunst-am-Bau-Auftrags für das Bürocenter FBC in Frankfurt. Wewerka hat zusammen mit Albert Mangelsdorff (Jazzmusiker) und Heiner Müller (Dramatiker) ein dreiteiliges Riesenprojekt aus-

geheckt. Neben einem 300 m² grossen Deckengemälde im Hausinnern will er vor dem Gebäude eine dreigeschossige Pyramide errichten und darin einen Jazzklub unterbringen. Als Verbindung zum Hochhaus soll von der Basis der Pyramide bis zur Spitze des Hochhauses ein überdimensionierter, 265 m langer Stahlstab angelehnt werden, gleich einem Besenstiel, der an der Hauswand steht. Aus Stahl, aber mit Glas verkleidet und rot erleuchtet, gibt er den lesenden Passanten und Autofahrern folgenden Vierzeiler von Heiner Müller preis: «Blaubarts verbotne Tür, verbotner Raum, die toten Frauen im zertanzten Raum, das Blut auf Deinem Schlüssel wäscht der Regen ab, den Tod auf Deiner Netzhaut deckt kein Grab.» In der Ausstellung sind unter anderem die Entwürfe zu Wewerkas Deckengemälde ausgestellt (bis 20. März).

URSULA HOMBERGER ■



Warten auf Estragon und Vladimir

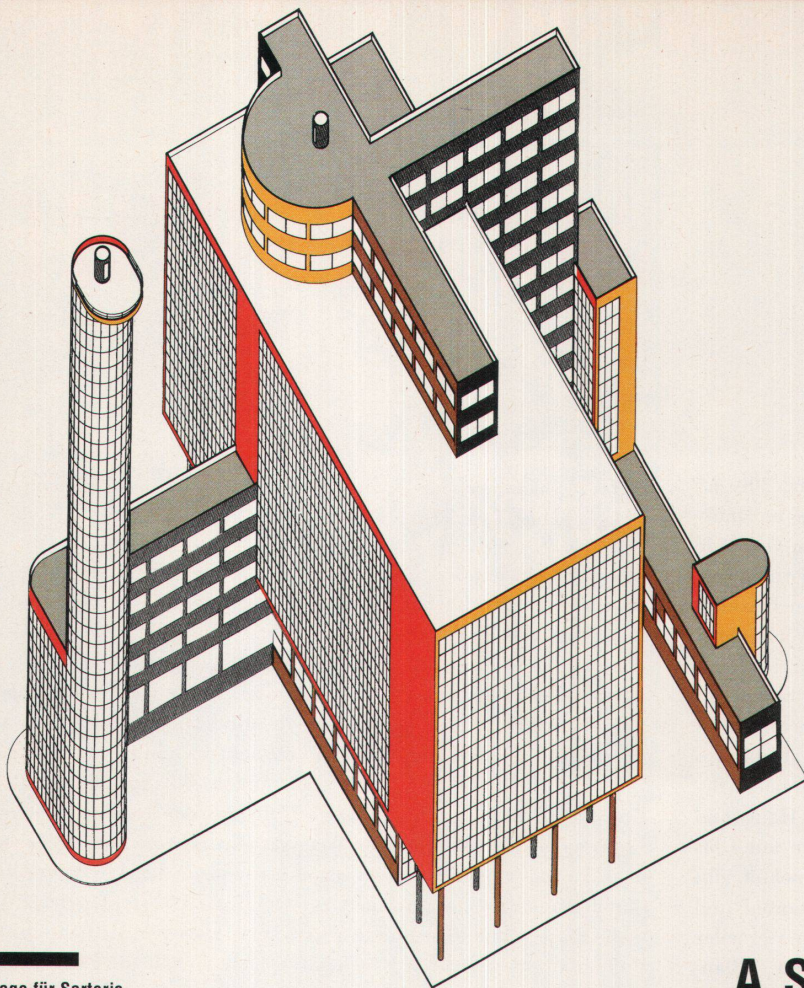
Mehrwerte

Jedes Projekt hat drei Phasen. Sie heissen: hochfliegende Pläne, lange Gesichter und fröhlicher Pragmatismus. Einen Monat vor dem Samichlaustag 1990: Für den Katalog zur Ausstellung «Mehrwerte», den das Museum für Gestaltung in Zürich zusammen mit «Hochparterre» realisiert, dauerte die Phase «hochfliegende Pläne» vom Herbst bis zum Samichlaustag. In dieser Zeit sind die Bilderbögen eines gespaltenen Jahrzehnts – es geht um Design und die achtziger Jahre – in den Köpfen von Alois Martin Müller und mir entstanden. Wir haben das Reich der Zeichen, das in den letzten Jahren befestigt worden ist, mit dem Reich der Notwendigkeit verbunden und Wege gesucht, wie die Folgen des Opernhauskrawalls auf die Kultur zu verbinden sind mit dem Lifestyle-Schnickschnack und dem Zeichenrausch unserer Tage. Wir stopfen den Zeitgeist in die Flasche und teilen ihn in zehn Kapitel zwischen Medienpolitik und Raumplanungsgesetz ein. Es scheint, je mehr Geld in die Produktion von ästhetischem Mehrwert gepumpt wird, um so flacher und wattiger wird, was herauskommt. Das Warenhaus wird eifrig gefüllt, und die magischen Worte des Jahrzehnts heissen «Disain, Corporäit Aidentiti und Disainschstrategie».

Samichlaustag 1990: Im Atelier des Grafikers Lars Müller in Baden, wo Roli Fischbacher und Mihaly Varga den Katalog gestalten, ist Katerstimmung, denn wir haben die Phase «lange Gesichter» eingeläutet. Von den vierzig beteiligten Autorinnen und Autoren ist ein Drittel mit den Texten im Rückstand, etliche Manuskripte haben wir zurückgeschickt, weil in ihnen wenig steht, was den Aufwand des Setzers, des Lithographen, des Druckers, des Buchhändlers, Pöstlers und der Leserinnen und Leser rechtfertigt. Während im Rest der Schweiz Nüssli geknackt werden, rätönen wir über den Einfluss des Novemberlichts auf die Verfassung der Autoren, geben dem Totensonntag die Schuld, zweifeln an uns selber und sind froh, dass der Drucktermin noch sechs Wochen und der der Vernissage noch zwei Monate weit weg ist.

Fünf Tage nach dem Samichlaus beginnt die Phase «fröhlicher Pragmatismus». Wir telefonieren eifrig den säumigen Autoren und raten an, ihre Manuskripte zurückzuziehen. Wir kommen schliesslich überein, es mit dem guten Koch zu halten, der mit dem, was er auf dem Markt erhält, ein vorzügliches Essen zustande bringt und von Konserven die Finger lässt. Der Koch, der auf Cuisine du marché setzt, weiss allerdings, dass die Erbsen tiefgefroren oft besser sind als frisch, und so tauen wir nur einen Text von Richard Sennett über den Zerfall der Öffentlichkeit wieder auf und greifen auf die gut abgehangenen Stücke von Karl Marx und David Ricardo zurück. Lithograph und Drucker signalisieren, dass sie schon noch ein bisschen warten können, das gibt Gelegenheit, mit einem Autor, der kurzfristig verschwunden war, am Text zu arbeiten. Weihnachten allerdings wird dieses Jahr nicht nur weiss, sondern auch arbeitsreich sein. Nach zwei Wochen Zähneknirschen sind wir wieder guter Dinge.

PS. Die Ausstellung «Mehrwerte» wird am 8. Februar im Museum für Gestaltung in Zürich eröffnet und dauert bis zum 1. April. Gepriesen wird nicht das Gute, sondern gefragt ist das Typische aus einem opulenten Jahrzehnt. Ein Produkt dieser Zeit ist «Hochparterre». Der Katalog ist in der Manier unseres Heftes gestaltet – kein Buch, sondern eine Illustrierte mit Essays, Interviews, Reportagen, Porträts und Bildergeschichten. Er kann mit der Karte in der Mitte dieses Heftes bestellt werden.



Hommage für Sartoris

Sechs schwarzweisse Postkarten mit Freiburger Motiven hat die architekturpflegerisch sehr rührige «Vereinigung pro Freiburg» herausgegeben. Und als Dreingabe farbig und im Format A5 die

Abbildung des Projektes für die Kathedrale Notre-Dame-du-Phare von 1931. Aus aktuellem Anlass: Alberto Sartoris, von dem das Projekt stammt, wird im Februar 90 Jahre alt. HP ■

A.S. zum 90.

Wohnen im Stadion

Über die Suche nach neuen Verwendungszwecken für Fussballstadion berichtete «Hochparterre» in Nr. 10/90. Für das St. Galler Espenmoos haben nun ETH-Studenten unter den Professoren Alexander Henz und Franz Oswald Vorschläge ausgearbeitet: «Wohnen und Arbeiten auf dem Espenmoos». Für die Nebensache Fussball wäre auf einem der stimmungsvollsten Schweizer Plätze allerdings kein Platz mehr: Der Sport müsste vom Espen- ins Gründemoos ausserhalb der Stadt zügeln. Ob das erwünscht ist, soll eine Konsultativabstimmung im Sommer zeigen, für welche die Studentenarbeiten als Basis dienen werden. HP ■

Bern: Sparen und bauen

Wesentlich konkreter sind die Neubaupläne für das Berner Wankdorf-Stadion: Hier wurde bereits ein Baugesuch eingereicht. Das Stadion bleibt dabei Stadion, hat nur noch 37 000 (statt heute 60 000) Plätze und soll 100 Millionen Franken kosten. Die öffentliche Hand kommt dabei nicht zum Handkuss: Büros, Schulräume usw. sollen die Anlage privat finanzieren. Ganz ohne Wunschträume planen auch die Berner nicht: Das neue Wankdorf wäre «weltmeisterschaftstauglich».

Verschindelung

Immer wieder Schulhäuser, die saniert und gleichzeitig verschand-

delt werden (HP berichtete schon mehrfach darüber). Immer mehr solche Übungen können aber auch verhindert werden, und davon berichtet HP besonders gerne. Jüngster Fall: Das Schulhaus «Paradies» in Jona SG, ein klar proportionierter Betonbau von Architekt Kurt Federer aus Rapperswil (1965/70), sollte verschindelt-verschandelt werden. Das offizielle Projekt stiess auf Opposition aus Fachkreisen – mit Erfolg: Die entscheidende Bürgerversammlung entschied sich mit 175 zu 161 Stimmen gegen die Verschindelung und für die «sanfte Betonsanierung», ausgearbeitet von Federer selber. Die Kunst am Schulhaus wird auch aufgefrischt: ein grosses Wandbild von Richard P. Lohse HP ■

Biel: Volkspark

In Biel haben engagierte junge Leute die Initiative zur Mitsprache bei der Stadtplanung ergriffen. Sie traten mit einem konkreten Vorschlag für die Erweiterung des Stadtzentrums an die Öffentlichkeit.

Kaum eine Schweizer Stadt kann in ihrem Zentrum derart grosse zusammenhängende Gebiete neu planen und überbauen wie Biel. Ein 73 000 m² grosses Gelände rund um das Gaswerk steht zur Diskussion. Junge Stadt- und Agglomerationsbieler – wie sie sich selbst nennen – haben sich zum Verein «Interessengemeinschaft Stadtplanung Biel» (IGSB) zusammengenommen und einen Nutzungsvorschlag für die Gestaltung des Areals entworfen.

Die IGSB will einen Teil der Bieler Innenstadt erneuern und damit «das Stadtbild auf einen fortschrittlichen, attraktiven und menschenfreundlichen Stand bringen». Leider ist der Stadtbauplan des Vereins etwas unprofessionell geraten. Die Interessengemeinschaft stellt einen bunten Wunschkatalog von dem auf, was sie gerne hätte. Das Areal rund um das Gaswerk soll in einen riesigen multifunktionalen Volkspark mit einem unterirdischen Verkehrsanschluss an das Stadtzentrum verwandelt werden. Volkspark heisst: dorffähnliches Wohnquartier, Schulungsbauten, Hotel, Markthalle mit Verkaufsflächen, Dienstleistungsbetriebe, Künstlerateliers, Ausstellungs- und Konferenzräume, Grünflächen, unterirdisches Parking. Für das Überbauungsideal der IGSB müssten mit Ausnahme des als Jugendzentrum genutzten Gaskessels jedoch alle Altbauten geopfert werden. HP ■